

Werner Sesink

Weiter forschen, höher bilden. Vom Auftrag der Universität

(Vortrag auf der Tagung „Wissen und Lernen – Welche Wissenskultur braucht unsere Universität?“ an der TU Darmstadt am 18.6.2004)

Vorbemerkung

Als ich vor ziemlich genau 40 Jahren mein Abitur ablegte, um an die Universität zu gehen, bedeutete dies auch Abschied: Abschied von der Familie, von meiner Schule, von Freunden. Manches fiel schwer, manches nicht. Insgesamt überwog jedenfalls eine ungeheure Vorfreude auf das, was mich an der Universität erwartete, bzw. auf das, von dem ich *glaubte*, dass es mich erwartete. Die *Schule* war für mich – in meiner damaligen Sicht – *eine einzige Enttäuschung* gewesen. Nicht zuletzt deshalb, weil sie die Bewegungsübungen des Geistes nicht mit der Erfahrung verband, dass dies, was man da bedachte und nachdachte, in irgendeiner für einen 17-, 18-Jährigen nachvollziehbaren Weise *mit dem eigenen alltäglichen Leben zusammenhing* oder wenigstens dieses eigene Leben ein bisschen begreiflicher machte. Und vor allem die Enttäuschung, dass die *Freiheit* dieser geistigen Bewegung *keine, aber auch gar keine Entsprechung* im empirischen Schulleben, im Umgang der Lehrer mit ihren Schülern fand.

Was ich mir versprach, und zwar heftig versprach, war, dass dies an der Universität ganz anders werden würde. *Ich wollte es wissen!* Und die Universität sollte der Ort sein, an dem sich mein Wollen erfüllen würde. Das „es“, das ich wissen wollte, war von mir *umfassend* gedacht oder besser geahnt. Es war *das Leben insgesamt* oder die Welt und – für mich damals selbstverständlich – ich selbst mitdrein. Eine universale Perspektive also, und – wie mir schien – der Selbstbezeichnung dieser Einrichtung höchst angemessen. Und ich stellte mir vor, dass so wie ich notwendigerweise und ganz unzwei-

felhaft auch alle anderen über sie denken würden, die an der Universität lehrten und lernten. Von Humboldt hatte ich damals übrigens trotz humanistischer Schulbildung noch nie etwas gehört.

Ich bin seitdem ununterbrochen an der Universität. Nehmen Sie dies als Hinweis bitte nicht darauf, dass ich für etwas anderes nicht getaugt hätte, sondern darauf, dass ich im Großen und Ganzen tatsächlich in meiner Erwartung *nicht enttäuscht* worden bin. Selbst die *radikale Kritik an der Universität* aus den Reihen der *Studentenbewegung* der 60er Jahre ist ja noch als eine Form der *Selbstkritik* dieser Institution zu verstehen gewesen, die zugleich auch *bestätigte*, dass diese sich immer noch und weiterhin an ihren „alten“ Idealen zu messen hatte und messen zu lassen imstande war.

Man könnte das, was ich damals erwartet hatte, auch so bezeichnen: *Fortsetzung der* in der Schule misslungenen *Bildung* mit anderen, nämlich den nun *richtigen* Mitteln. Worauf ich im Leben nicht gekommen wäre, ist, dass die Universität für mich die Fortsetzung von etwas ganz anderem sein könne, was ich damals zwar auch mit einiger Leidenschaft betrieben hatte, aber mit dem Übergang auf die Universität doch auch relativ leichten Herzens hinter mir ließ: den Sport, genauer den Leistungs- und Wettkampfsport, bei dem ich sogar ein paar Siege bei lokalen Radsportveranstaltungen aufzuweisen hatte.

Ich ging damals von meiner Heimatstadt Duisburg nach Tübingen. Das hatte viel mit Namen von Personen zu tun, die ich hoffte, dann dort hören zu können: Otto Friedrich Bollnow, Ernst Bloch, Hans Küng, Walter Schulz und andere Philosophen und Theologen. Tübingen war also keine zufällige Wahl. Doch niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen, man könne die Kriterien meiner Wahl betrachten wie die für einen *Wechsel zu einem erfolgreicherem Sportverein*, zu einem Verein, der in einer „*höheren Liga*“ spielte. Die Universität nicht als Fortsetzung der Bildung, sondern als *Fortsetzung des Leistungssports mit anderen Mitteln?* Grotesk!

Heute gilt die Universität Tübingen als eine der Anwärterinnen auf einen Aufstieg in die „Champions League“ der Spitzen-Universitäten. Und jede Universität in Deutschland ergreift zur Zeit jede Gelegenheit, sich als Ganze oder wenigstens einzelne ihrer Fachgebiete als reif für besagte Champions League anzupreisen. Auch unsere Technische Universität.

1. Sport und Spiele – Der Campus als Arena

In einer Anzeige, die die *Bundesregierung* Anfang 1999 u.a. im SPIEGEL schaltete, unter dem Titel „Den Wandel gestalten“, hieß es: „Die wichtigsten drei Programmpunkte für die Zukunft lauten: Bildung, Bildung, Bildung. Wir wollen lebenslanges Lernen zur Realität machen, dazu beitragen, dass ein paar unserer Universitäten in die Champions League aufsteigen.“

Es waren also nicht die Universitäten selbst, die diese Sprache eingeführt haben, um den Zielhorizont von Wissenschaft und Bildung zu markieren. Aber sie sind doch mehr oder weniger bereitwillig *eingestiegen* in diese Sprachregelung, die von politischer Seite genutzt wurde, um eine *neue Art von Bildungs- und Wissenskultur* zu propagieren. Das mag unter politischen Gesichtspunkten opportun sein; darüber will ich gar nicht rechten. Aber hier wollen wir in diesen drei Tagen darüber sprechen, wie *wir* uns so etwas wie eine Wissenskultur an unserer Universität vorstellen. Und da wäre schon darüber nachzudenken, welche *Botschaft* denn in dieser Rhetorik steckt, welche Wirkungen auf unser Selbstverständnis sie hat und wie damit umzugehen ist.

- Zum ersten ist es eine *Rhetorik der Überbietung*, mit der wir konfrontiert sind.
- Zum zweiten verbindet sie dies mit dem *Konkurrenzprinzip*.
- Drittens sagt sie uns, dass nur gilt, „*was zählt*“.
- Zum vierten bezieht sie sich auf ein *zahlendes Publikum*, dessen Ansprüche befriedigt sein wollen.

a) *Citius, altius, fortius* – Die Überbietungsrhetorik

„*Citius, altius, fortius*“ – „schneller, höher, stärker“ lautet der Wahlspruch der Olympischen Spiele, aus dem in der Übertragung ins Deutsche meist die als Übersetzung nicht ganz korrekte Devise „schneller, höher, weiter“ wird. Kann man anders denn kabarettistisch diesen Imperativ auf die Universität übertragen?

Zwar sprechen wir nicht erst seit heute von *höherer* Bildung und von der *Hochschule*; von *Weiterbildung* und *Weiterentwicklung* der Forschung. Eine *Steigerungsrhetorik* war also unserem Reden über

Bildung und Wissenschaft auch vorher schon zu eigen. Und doch war sie *von anderer Art*. Sie meinte zum Beispiel eine Annäherung an ein *Ideal*, einen Prozess der *Vervollkommnung*; oder einen *Aufbau*, bei dem das jeweils Neue sich auf Vorhergehendes stützt; oder eine *Folge* auseinander hervorgehender Stufen. Wie auch immer: die Steigerung war als Selbstrelation gedacht, also *am eigenen inneren Maß orientiert*; und sie war *qualitativ* gedacht, als eine „Weiter“-Entwicklung, in der der folgende Schritt, die „höhere“ Stufe immer in den vorhergehenden Schritten fundiert bleibt, sie weiterhin in sich – als seine Geschichte – aufgehoben enthält.

Die Überbietungsrhetorik dagegen setzt auf *Steigerung des quantitativen Outputs*. Sie interessiert sich nicht für Entwicklung, sondern fordert „mehr“; mehr Leistung in Forschung und Lehre. In der Überbietungsrhetorik gibt es nicht Weiterentwicklung, sondern wird *die bisherige Bestleistung* „getopt“. An die Stelle der qualitativen Entwicklung tritt der *quantitative Vergleich*.

Selbstverständlich würde auch von denen, die heute den Vergleich zum Leistungssport bemühen, niemand zugeben, dies anders als metaphorisch zu meinen. Und *selbstverständlich* würde jeder die bemühte Analogie sozusagen mit einem Augenzwinkern unter Insidern versehen. *Selbstverständlich* geht es um Qualität; *selbstverständlich* meint schneller, höher, weiter *nur das Eine: besser*. Wo immer die diversen zum Zwecke des Vergleichs veröffentlichten Messdaten zur Forschungs- und Lehrleistung der Universitäten zustimmend kommentiert werden, fehlt nicht der relativierende Hinweis darauf, dass man an den Daten nur deshalb Interesse habe, weil und sofern sie etwas über *Qualität* aussagen.

Was aber keineswegs metaphorisch gemeint ist, sondern exakt so, wie es gesagt wird, ist das *Motiv des Wettbewerbs*. Das Besser einer besseren Lehre, einer besseren Forschung bezieht sich eben doch nicht darauf, dass es um eine Weiter- oder Höherwicklung hinsichtlich der *immanenten* Maßstäbe von Bildung und Wissenschaft geht, sondern auf ein *Besser als die andern*. Und damit relativiert sich die Relativierung doch wieder: Was nämlich besser im *qualitativen* Sinne meint, wird durch das Besser im *quantitativen* Sinne definiert.

An einem Beispiel aus dem Leistungssport illustriert: Als besserer Läufer gilt der, der die kürzere Zeit erzielt. Aber wie ist da der Zusammenhang? Erzielt er die kürzere Zeit, weil er der bessere Läufer

ist? Oder gilt er als der bessere Läufer, weil er die kürzere Zeit erzielt? Wir haben es hier mit einer *zirkulären* Begründung von qualitativem Urteil und quantitativer Messung zu tun.

Ein Gedanke dagegen wie der, dass die kürzere Zeit möglicherweise nur durch eine *Verschlechterung* des Laufens zu erzielen sei, bricht diese zirkuläre Verweisungsstruktur auf. Denn er weist auf ihre *Leerstelle* hin: *das Maß für Qualität* von Laufen. Kann es sein, dass chnelleres Laufen schlechteres Laufen ist? Ja, wenn ich nämlich bedenke, dass es schlecht ist für die Gelenke, für das Herz, für die Gesundheit! Unter *Wettkampfbedingungen* ist dies entschieden: Hier greift unweigerlich die zirkuläre Verweisungsstruktur, wird Qualität durch Quantität definiert.

b) Winner and Loser – das Konkurrenzprinzip

Geradezu gebetsmühlenartig wird heute allerorten der *Wettbewerbsgedanke* als *qualitätsfördernd* propagiert. Mehr Wettbewerb, so die schlichte Losung, bedeutet mehr Qualität in Forschung und Lehre.

Da ich ja mitgemeint sein muss, überlege ich, was das denn *für mich* bedeutet. Verbessern würde ich demnach meine Lehre nicht, um bei meinen Studentinnen und Studenten ein genaueres Verständnis für die von mir vermittelten informationspädagogischen Inhalte zu fördern, sondern um es zum Beispiel den konkurrierenden Medienpädagogen von der Uni Kassel mal so richtig zu zeigen.

Dasselbe bei der Forschung. Nicht weil ich – wie anfangs für den 18-Jährigen formuliert wurde – „es wissen will“, also aus Erkenntnisinteresse nehme ich mir bestimmte Forschungsprojekte vor, sondern „um die Nase vorn zu haben“.

Hinter der Wettkampfphrase steht offensichtlich die Auffassung, dass man „die Menschen draußen im Lande“ nur noch dadurch davon überzeugen kann, dass es sinnvoll ist, Universitäten zu finanzieren, dass man sie bei ihrem *sportlichen Publikums-Ehrgeiz* packt. Man stelle sich Erfolgsmeldungen im Stile von Sport-Schlagzeilen vor: Uni Tübingen forscht Uni Wuppertal in Grund und Boden! TU-Darmstadt lehrt sich auf einen Abstiegsplatz! Der enormen Tempoverschärfung der Hamburger Studierenden hatten die Konstanzer KommilitonInnen nichts entgegenzusetzen! Oder wie Sportwissen-

schaftsstudierende ihre eigene Studienhaltung einmal selbstironisch charakterisierten: *Flach denken, hoch gewinnen!*

Ich bin wirklich nicht so blauäugig zu glauben, dass es *allein* das Erkenntnisinteresse sei, das die Forschung antreibt. Von persönlichem Ehrgeiz bis hin zu materiellen Interessen können da eine Menge Beweggründe im Spiel sein. *Extrinsische Motivation* nennen das die Psychologen, die sich mit Leistungsmotivation befassen. Und das funktioniert auch ganz gut, da ein Großteil wissenschaftlicher Arbeit so beschaffen ist, dass man sie auch ohne „inneres Brennen“ effektiv erledigen kann. Aber da, wo es um jene Qualität von Forschung geht, die nur möglich wird, wenn die Forscherin oder der Forscher „es“ *wirklich* „wissen will“, wo das schöpferische Denken eines von der Sache begeisterten Menschen gefordert ist, wird der scheele Blick auf die Konkurrenz für *nicht einen einzigen weiterführenden gedanklichen Impuls* sorgen.

c) Was zählt – Rauchzeichen der Wissenschaft

Der Leistungssportler will ein Ergebnis erzielen, das sich in Zahlen angemessen und hinreichend ausdrückt: einer Zeit, einer Weite, einer Höhe; einem x:y-Resultat. Alles andere „zählt nicht“. Und so sollen auch wir in Forschung und Lehre so gepolt werden, dass wir *Ergebnisse* erzielen, die *im wörtlichen Sinne* „zählen“.

Als ich vor rund drei Jahren im Senat unserer Universität eine Berufungsliste zu erläutern und zu vertreten hatte, deren Reihenfolge durch einstimmiges Urteil in der Kommission sowie im Fachbereich und in völliger Übereinstimmung mit allen Gutachten zustande gekommen war, sah ich mich heftigen Angriffen ausgesetzt. Der Grund: Eine Kandidatin war nicht auf der Liste, die doch eine deutlich größere Zahl an Veröffentlichungen aufzuweisen hatte als die Listenplatzierten. Die Kollegen hätten – so dachte ich damals in meiner Naivität – voraussetzen dürfen, dass auch die Kommissionsmitglieder bis drei zählen können. Und dass sie dennoch, nämlich aufgrund einer *qualitativen* Bewertung der Veröffentlichungen zu ihrem Votum gekommen waren. Aber dieser Einwand „zählte“ *nicht*, und zwar ganz wörtlich.

Und damit komme ich zu einer anderen Merkwürdigkeit in der Diskussion um die Leistungsfähigkeit der Universitäten. Aufgrund meines Arbeitsschwerpunkts Bildung und Technik interessiert mich

besonders die Differenz der analogen zur digitalen Technik. Deshalb fällt mir auf, dass die Annahme, es gebe so etwas wie objektive Indikatoren, die etwas anzeigen, was man unmittelbar nicht beobachten und messen kann, noch ganz der *Vorstellungswelt analoger Beziehungen* verhaftet ist. Handlungen und Ereignisse hinterlassen demnach eine quasi natürliche Spur in der umgebenden Welt, aus der man auf ihre auslösende Ursache gültig zurückschließen könne. Wo Rauch ist, so heißt es, muss auch Feuer sein! Und wo *viel Rauch* ist, wird wohl auch *viel Feuer* sein.

Es ist ein interessantes Phänomen, dass gerade die Vertreter von Disziplinen, in denen von dieser analogen Vorstellungswelt längst Abschied genommen worden ist, am heftigsten und beharrlichsten an Indikatoren glauben, dann nämlich, wenn es um ihre *eigene* sozusagen lebensweltlich eingebettete Forschungstätigkeit geht.

Als Nicht-Informatiker sage ich: Gebt mir das Kriterium, und ich konstruiere Euch eine von Euch nicht vorgesehene Abfolge von Operationen, die für die Erfüllung dieses Kriteriums sorgen. Soviel Konstruktivist bin sogar ich. Anders ausgedrückt: Der Indikator ist nur solange als *Spur* von etwas zu lesen, als er *nicht absichtlich* erzeugt wird; denn *dann* zeugt er nur noch von der Absicht, eine Spur zu legen.

Wenn ich weiß, dass da hinter den Bergen irgendwo die Ranking-Spezialisten Ausschau halten nach den *Rauchzeichen*, die ihnen anzeigen, dass das für sie unsichtbare Feuer der Forschung brennt, und wenn ich weiß, dass es für die Rauchzeichen Geld oder Stellen oder sonstwas gibt, das angeblich das Feuer der Forschung weiter schüren soll, dann werde ich – in Entbehnung des Feuers – schon meine Mittel und Wege finden, um *ordentlich Rauchzeichen zu erzeugen* und die Mittel in *meine Rauchzeichen-Erzeugungseinrichtung* zu lenken – um so weiterhin den Ranking-Spezialisten zu bestätigen, dass die Mittel an die *richtige Adresse* gelangt sind. Feuer wurde zwar keins entfacht; aber eine Inflation an Rauchzeichen.

Bestimmt ist es nicht völlig abwegig anzunehmen, das Indikatorwesen könne auch zum *manipulativen Spurenlegen* einladen. Dafür sprechen Initiativen und Maßnahmen wie die Analysen und Empfehlungen der Max-Planck-Gesellschaft für „*Verantwortliches Handeln in der Wissenschaft*“ oder die *Ethik-Kodices* der wissenschaftlichen Fachgesellschaften. Das *Besorgniserregende* ist, dass sie

nötig werden. Das *Hoffnungstiftende* ist, dass sie verfasst und verabschiedet werden.

Ich selbst sehe mich dadurch in der Überzeugung bestätigt, dass es ein hohes *Widerstandspotenzial* gegen diese Verführungen gibt, so dass *trotz* (und gerade *nicht wegen*) wachsender Wettbewerbsorientierung unsere heutigen Universitäten doch überwiegend immer noch davon zeugen, dass es um Fortschritt in der Erkenntnis geht, also in der Hauptsache die immanenten Antriebskräfte, die „*intrinsischen Motivationen*“ der Forschung wirksam sind. Noch anders gesagt: Ich unterstelle, dass es an den Universitäten eine noch weitgehend intakte höhere Moral, welche für Qualität einsteht auch gegen die qualitätszersetzenden Effekte der Wettbewerbsmoral.

d) **Applaus von den Rängen – Das zahlende Publikum**

Ich hatte gesagt, dass sich hinter den sprachlichen Anleihen beim Wettbewerbssport eine *Legitimationstrategie* ausmachen lässt. Diese rückt die Universitäten in eine Reihe mit *Sportvereinen*, deren Aufgabe es ist, das zahlende Publikum so zu *unterhalten*, dass es glaubt, auf seine Kosten zu kommen. Das zahlende Publikum scheint demnach nicht an dem interessiert, was *inhaltlich* in Lehre und Forschung geschieht, sondern will „unsere Jungs und Mädels“ von den Universitäten schlicht und einfach „vorne“ sehen und mit ihnen „siegen“.

Hinter dem scheinbaren Betonen einer *Legitimationspflicht* der Universitäten gegenüber der Öffentlichkeit steckt so gesehen *das genaue Gegenteil*: Eben diese Öffentlichkeit wird als inhaltlich an der Wissenschaft nicht interessiert eingeschätzt, vielmehr als Publikum eines großen Spielzirkus', dessen Geschehen sich auch dem schlichsten Gemüt nach dem Muster von Siegen oder Verlieren, Auf- oder Absteigen, Dabei- oder Draußensein hinreichend erschließt. Ob das, was da gelehrt oder geforscht wird, gesellschaftlich wirklich *sinnvoll* ist, darüber braucht gar nicht mehr Rechenschaft abgelegt zu werden, wenn doch zehn Veröffentlichungen pro Projekt und fünf Projekte pro Jahr und 200.00€ pro Projekt und fünf Diplomarbeiten und eine Dissertation pro Projekt die maßgeblichen Indikatoren für Exzellenz darstellen, die den Sprung aufs Siegertreppchen verheißen.

Die Universitäten kosten viel Geld. Und diejenigen, die dafür aufkommen müssen (sagen wir pauschal: die Gesellschaft), haben einen Anspruch darauf, dass ihnen *erklärt* wird, inwiefern dies *sinnvolle* Ausgaben sind. Ich möchte also mit meiner Kritik an wettbewerbsorientierten und damit forschungsexternen Bewertungskriterien nicht dahingehend missverstanden werden, dass ich eine *Rechenschaftspflicht* abwehren möchte.

Im Gegenteil: Ebenso würde ich mich von allen Positionen distanzieren, die darauf beharren, dass die Wissenschaften nur allein darüber befinden könnten, was sinnvolle Ausübung ihrer Aufgabe ist, die daher meinen, der Gesellschaft gegenüber keine Rechenschaft ablegen zu müssen und einen quasi natürlichen Anspruch auf gesellschaftliche Alimentierung zu haben.

Ich *bestreite* allerdings, dass Vergleichs-Indikatoren und Wettbewerbsorientierung hierzu dienen können. Unsere Aufgabe ist nicht, in irgendeine Liga aufzusteigen. Die Art von „Kultur“, die mit einer solchen Orientierung verbunden wäre, würde das, worin ich die Aufgabe der Universität sehe, eher gefährden. Die verbleibende Zeit möchte ich daher darauf verwenden zu skizzieren, was eine demgegenüber förderliche Wissenskultur ausmachen könnte. Kultur heißt für mich in diesem Zusammenhang: dem, was gut ist für die Erfüllung der gesellschaftlichen Aufgabe der Universität, Pflege zuteil werden zu lassen.

2. Elemente einer universitären Wissenskultur

a) **Bildung durch Wissenschaft. Wissenschaft durch Bildung**

Ganz traditionell gehe ich dabei zurück auf das *Selbstverständnis der modernen deutschen Universität*, wie es sich mit dem Namen Wilhelm von Humboldt verbindet und auf das interessanterweise die *Humboldt-Universität* in Berlin sich auch heute noch oder wieder ausdrücklich beruft, wenn es in dem „Leitbild“, das sie sich gegeben hat, in den ersten beiden *Grundsätzen* heißt:

„1. *Humanität und Wissenschaft*. Die Gründung und der Aufstieg der Humboldt-Universität sind von der den ganzen Menschen

bildenden Kraft wissenschaftlicher Arbeit getragen. Damit ist, trotz aller Rückschläge, die Erwartung einer Humanisierung des gesellschaftlichen Lebens verbunden. Bis heute gibt es kein besseres Motiv, wenn es um das Wachstum des Wissens und die Zukunft der Bildung geht.

2. *Der bleibende Reformimpuls im Zeichen der Exzellenz.* Die Humboldt-Universität ist als Reformuniversität gegründet worden. In eigener Verantwortung sollte sie herausragende wissenschaftliche Leistungen ermöglichen, um allein über kritisches Wissen und humane Bildung die gesellschaftliche Entwicklung zu fördern. Das ist auch nach fast zweihundert Jahren ein bleibendes Vermächtnis, das nur durch ständige Innovation im Geist kritisch-kreativer Wissenschaft gesichert werden kann.“ [<http://www.hu-berlin.de/leitbild/leitbild.html>]

Diese *altmodischen* Grundsätze finden sich – und deshalb sagte ich: interessanterweise – bei einer Universität, die als erste Anwärtin auf einen Platz im Kreise der künftig zu fördernden „*Elite-Universitäten*“ gilt. Es ist die Rede von der „den ganzen Menschen bildenden Kraft wissenschaftlicher Arbeit“, *von Bildung durch Wissenschaft und Wissenschaft durch Bildung*. Aber auch davon, dass „allein über kritisches Wissen und humane Bildung die gesellschaftliche Entwicklung zu fördern“ sei, also davon, dass Wissenschaft als eine *bildende Kraft* in einem noch umfassenderen Sinne, nämlich dem einer *gesellschaftlichen Weiterentwicklung im Geiste der Humanität* wirken möge.

In seinen Überlegungen „über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ schrieb *Humboldt 1810*:

„Der Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten, als des Gipfels, in dem alles, was unmittelbar für die moralische Cultur der Nation geschieht, zusammenkommt, beruht darauf, dass dieselben bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten, und als ... Stoff der geistigen und sittlichen Bildung zu seiner Benutzung hinzugeben.

Ihr Wesen besteht daher darin, innerlich die objective Wissenschaft mit der subjectiven Bildung ... zu verknüpfen, oder vielmehr den Übergang von dem einen zum anderen zu bewirken.“ [Humboldt 1810, 255)

Für Humboldt war die Universität vor allem anderen eine *Bildungseinrichtung*, dazu da, die Wissenschaft und ihren Fortschritt *subjektiv* und damit für das gesellschaftliche Leben im humanen Sinne *orientierend* werden zu lassen. Die Wissenschaft sollte *hinausgetragen* werden ins gesellschaftliche Leben, allerdings *nicht* durch ihre *ökonomische* Verwertung, wie man heute die gesellschaftliche Relevanz überwiegend auszulegen pflegt, sondern dadurch, dass sie *den Geist der jüngeren Generation inspirierte* und so die Vernunft der einzelnen Bürger wie darüber vermittelt die Vernünftigkeit des Gemeinwesens im Ganzen beförderte.

Das „Hingeben“ *der Wissenschaft an die Bildung* geschah und geschieht in der universitären Lehre.

„... nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann“, so Humboldt, „bildet auch den Charakter um“ [Humboldt 1810, 257f.).

Und nur darüber, dass sie dies tue: den Charakter umbilden, werde Wissenschaft zu einer sozialen Entwicklungs- und Produktivkraft im humanen Sinne.

Die Qualität der Wissenschaft als einer „humanisierenden“ Kraft, wie es in den Grundsätzen der Humboldt-Universität hieß, hing demnach engstens mit der Qualität der Lehre, der Universität als *Bildungsinstitution* zusammen. Alles, was uns nötigte, die *Lehre* zu vernachlässigen, um an *anderer* Stelle „zu punkten“, alles was auf eine *Trennung* von Forschung und Lehre oder gar ein *Gegeneinanderausspielen* hinauslief, wäre so gesehen qualitätsmindernd.

Wissenschaft bildet. Ebenso wichtig ist zu sehen, dass sie selbst *gebildet wird*, weil, wie Humboldt sagt, es eine Eigentümlichkeit der Universitäten sei,

„dass sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben“ [Humboldt 1810, 256].

Mit anderen Worten: Die Wissenschaft selbst ist ein unaufhörlicher Prozess der Bildung, heißt: der *Fort- und Umbildung von Wissen*.

Die Humboldtsche Universität ist immer wieder mal *totgesagt* worden. Sie entspreche nicht mehr den *heutigen Gegebenheiten*. Das mag sein. Sie entsprach *schon zu ihrer Gründungszeit* nicht den Gegebenheiten. Eben das macht ja Wissenschaft und Bildung aus: dass sie *nicht* den jeweiligen Gegebenheiten *ent-sprechen*, sondern

eben diese *in Frage stellen*, sie aufbrechen; Perspektiven auf ein *Neues, Anderes* eröffnen, das durch sie möglich werden könnte.

Dies wiederum entspricht denn *doch* in gewisser Weise den Gegebenheiten einer Zeit, in der *permanente Innovation* geradezu fetischhaft beschworen wird. Innovation aber geht von Menschen aus, die sich *nicht* den Gegebenheiten *fügen*, sondern *wagen*, Neues zu denken; auf technischem, auf sozialem, auf kulturellem Gebiet.

Diese kritische Kraft zur Infragestellung des Gegebenen und zur Erneuerung und die Fähigkeit, dafür Verantwortung übernehmen und dafür einstehen zu können, nennen wir Pädagoginnen und Pädagogen *Bildung*. Erneuerung ist aber eine *unmessbare Leistung*, weil sie die Maßstäbe gerade *verrückt*, an denen sie gemessen werden könnte, und sich auf ein *anderes* Maß bezieht, das vorhin als Humanität bezeichnet wurde, ein Maß, das *nirgendwo festgelegt, festgeschrieben, definiert oder aufbewahrt* werden kann, sondern beständig im gesellschaftlichen Diskurs, von dem der wissenschaftliche ein Teil ist, entwickelt, *zur Diskussion gestellt, ausgehandelt* werden muss.

b) Vermittlungskultur

Eine Kultur des Wissens wäre also eine *Vermittlungskultur*: das *Gespräch der Universität mit der Gesellschaft*.

Lehre und somit *Hochschuldidaktik* ist ein wesentlicher Teil davon. Und ganz besonders wichtig wiederum – und das muss an dieser Technischen Universität leider doch betont werden, weil es hier alles andere als eine anerkannte Selbstverständlichkeit ist – ist die Vermittlung an die künftigen Lehrerinnen und Lehrer, die einmal als Multiplikatoren in den Schulen und anderen Bildungseinrichtungen die Aufgabe haben werden, *für ihre Disziplinen zu werben, zu begeistern*, die also deren Bild in der jeweils nachwachsenden Generation prägen werden: sprich *Engagement in der Lehrerbildung*.

Doch können und müssen wir das, was mit Vermittlungskultur und dem Gespräch der Universität mit der Gesellschaft intendiert ist, noch weiter fassen. Die Universitäten könnten mehr für ihre *Öffentlichkeitsarbeit*, d.h. für die Vermittlung ihrer Forschungsarbeit in den Verständnishorizont einer interessierten, aber nicht fachlich vorgebildeten Öffentlichkeit tun (*Publizierung* im emphatischen Sinne des Wortes). Der Applaus des Publikums für einen hervorra-

genden Ranking-Platz signalisiert gerade *nicht, worum es geht*: Zustimmung zu dem, *was* die Universität macht. Nur ein Publikum, das schon aufgegeben hat, den tieferen Sinn des Geschehens zu beurteilen, gibt sich mit zählbaren Resultaten zufrieden. Dem wäre *nicht zu-, sondern entgegenzuarbeiten*, um einer *inhaltsbezogenen* gesellschaftliche Legitimation der Universität willen. Das ist überhaupt kein neuer Gedanke. Längst werden an vielen Stellen höchst verdienst- und phantasievolle Bemühungen in dieser Richtung unternommen.

Uns aus der Pädagogik ist schon „von Berufs wegen“ klar, was für das Gelingen von Vermittlungskultur unabdingbar ist: dass Wissen etwas ist, das sich *nur durch Teilen* sowohl lebendig hält als auch vermehrt. Ein Pädagoge, der versuchen würde, sein Wissen für sich zu behalten, wäre wahrlich ein *Witz*. Wissenschaft lebt auch intern davon, dass Wissen mitgeteilt, dass voneinander gelernt wird, dass man voneinander lernen lässt.

Das heißt ja nicht, dass alles pure Harmonie wäre. Selbstverständlich gehören die Auseinandersetzung, der Streit, meinerwegen der *Wettkampf um das bessere Argument* mit zur Wissenschaft. Aber weil es hier keinen äußeren Maßstab gibt, ist *jede „Niederlage“* hier ein *Gewinn*: Wurde ich wiederlegt, ist das ein Fortschritt für mich. Man kann sich das am Verlauf eines sokratischen Dialogs deutlich machen. Unter Wettkampf-Gesichtspunkten hätte Sokrates am Ende seinen „Gegner“ immer vernichtend geschlagen. Und doch geht der „Gegner“ am Ende beglückt vom „Platz“. Er hat etwas gelernt von Sokrates. Er hat „gewonnen“, und zwar Einsicht.

Will man nochmals den Vergleich zum Fußball strapazieren, so handelt es sich bei der Wissenschaft um ein Spiel, bei dem alle 22 *auf ein Tor* stürmen. Gesähä dies in einem Stadion, so würde sich das zahlende Publikum betrogen wähnen. Wer will so etwas sehen? Nun, *ich* zum Beispiel. *Ich* möchte *genau so etwas* sehen bzw. lieber noch bei so etwas *mitspielen*, wenn es um die Wissenschaft, wenn es um Bildung geht. Alle spielen auf ein Tor.

Versteht man Wissenschaft auch als ein *Netzwerk* unterschiedlichster geistiger Tätigkeiten, in dem unterschiedliche inhaltliche Schwerpunktsetzungen, unterschiedliche Verständnisse vom Auftrag der Wissenschaften, von ihren Methoden und Verfahren usw. aufeinander einwirken, sich aneinander abarbeiten, sich provozieren und anregen, sich miteinander verweben, dann kommt es darauf an,

eben *diese* Prozesse zu unterstützen und zu stärken, Kommunikation und Zusammenarbeit, aber auch eine wissenschaftliche Streitkultur zu fördern.

Die Orte, an denen Wissenschaft betrieben wird, sind auch *Orte eines sozialen Zusammenlebens*, bedürfen eigener Ordnungen, haben ihr eigenes Klima, ihre eigenen Rollenverteilungen usw. Das Ganze ist stabil, wenn dieses soziale Netzwerk funktioniert. Dazu tragen all die Erhebliches bei, die sich diesen Angelegenheiten mit Engagement zuwenden, durch soziales Engagement, durch Engagement in Gremien, in interdisziplinären Arbeitskreisen und Kooperationen.

Vergleichsindikatoren *isolieren* einzelne Faktoren, auch wenn sie dann wieder zu Faktorenbündeln zusammengefasst werden. Solche Isolierung *widerspricht* ebenso wie verschärfte Konkurrenz dem *Netzwerkcharakter* sozialer Praxis. Sie gefährdet das Umfeld, aus dem heraus die gewünschten Leistungen erwachsen und von dem sie in gewisser Weise zehren.

Kultur muss *gelebt* werden. Wir wünschen uns, dass diese Tagung dazu einen Beitrag leisten wird.

Vielen Dank.